

Äthiopische Juden: Ringen um Integration

| **ISRAELS 34. REGIERUNG** Netanjahus Schlamassel

| **ARMENIER IN ISRAEL** Der verleugnete Völkermord



„Rassismus in Israel“



Liebe Leser,

„Woher kommen Sie?“, lautet die Frage an der Einfahrt zum Ben-Gurion-Flughafen. Wie aus einem Munde antworten mein Taxifahrer und ich: „Netanja/Jerusalem“ – also: Schimon antwortet: „Netanja!“ – ich: „Jerusalem!“ Verdutzt sehen wir einander an, bis Schimon erklärt: „Du kommst aus Jerusalem, ich aus Netanja – und überhaupt: Warum redest du mir dazwischen?!“ Der Sicherheitsmann lacht: „Fahrt zu!“

Schimon fährt an, lässt sein Seitenfenster hochfahren und schnauzt mich an: „Du Idiot! Am Flughafen sagt man nie, dass man aus Jerusalem kommt. Sonst grillen die einen!“ Auf diese Idee wäre ich nie gekommen. Ich hatte noch nie Schwierigkeiten, weil ich aus Jerusalem komme. Aber Schimon stammt aus Kurdistan. Er hat mit seinem arabischen Aussehen und dem orientalischen Akzent Erfahrungen gemacht.

Es gibt Rassismus in Israel – und Berichte darüber werden in Europa aufgesogen wie frisches Wasser von Verdurstenden. Wenn einige Hundert Äthiopien-stämmige Israelis in Tel Aviv oder Jerusalem demonstrieren, macht das Schlagzeilen in Deutschland. Niemand fragt, warum die meisten Verletzten Polizisten waren. Wenn die Meldung erscheint, Israel führe getrennte Buslinien ein, folgt man im Abendland reflexartig der israelischen Opposition. Die hat längst verstanden, dass „Rassismus!“ als empörter Aufschrei Erfolg garantiert, wenn man Aufmerksamkeit erheischen will.

Dass an deutschen Flughäfen ebenfalls segregiert wird, scheint niemandem aufzufallen. Dort gibt es gesonderte Passkontrollen für „EU-Bürger“ und „alle Pässe“. Asiaten und Afrikaner müssen sich auf der einen Seite anstellen. Engländer, Franzosen und Deutsche auf der anderen. Jetzt mag jemand einwenden: Ja, aber es gibt doch auch „andersrassige“ Menschen mit EU-Pass. Die Unterscheidung zwischen „EU-Bürgern“ und „Sonstigen“ auf dem Frankfurter Flughafen hat doch nichts mit Rassismus zu tun.

Richtig! Und genau dasselbe gilt für Israel. Araber mit israelischem Pass, ja selbst Palästinenser, die eine Daueraufenthaltserlaubnis in Israel haben, dürften ohne weiteres die so genannten „Siedlerbusse“ benutzen – und Araber, die als Soldaten ihren Dienst in der israelischen Armee tun, sowieso.

Vermutlich gibt es – abgesehen von der Antarktis – auf allen Erdteilen unseres Planeten Rassismus. Entscheidend ist, wie ein Land mit den Vorurteilen in der eigenen Gesellschaft umgeht.

Nein, der Rassismus in der israelischen Gesellschaft wird nicht besser dadurch, dass man darauf verweist, dass es woanders auch nicht besser ist. Das sollte aber auch umgekehrt gelten! In vielerlei Hinsicht könnte Israel für westliche Länder als Vorbild erhalten, wenn es darum geht, wie Menschen mit unterschiedlicher Hautfarbe, Mentalität, Sprache und Religion miteinander leben – und wie sie mit Vorurteilen in ihren eigenen Reihen umgehen.

Den Vergleich in Sachen Rassismus und Diskriminierung mit anderen Ländern in Nordafrika und dem Nahen Osten wollen wir an dieser Stelle einmal unter den Tisch fallen lassen. Nur so viel: Ein Palästinenser genießt im Orient nirgends so viel persönliche Sicherheit, so viele Freiheiten, so viel Rechtssicherheit und so viele Entwicklungsmöglichkeiten wie unter israelischer Besatzung. Das sollte als Tatsache doch ab und zu auch einmal Erwähnung finden.

Mit herzlichen Grüßen aus Jerusalem,

Ihr Johannes Gerloff

Inhalt

Editorial:	„Rassismus in Israel“	2
Titel:	Von der Feuerstelle zum Gasherd	3
Medien:	Erfundene Verstimmung	5
Innenpolitik:	Vom Triumph ins Schlamassel	6
Gesellschaft:	Von Wein und Demut	8
Außenpolitik:	„Ein Wunder“	11
Zeitgeschehen:	„Ich bin Simon aus Jerusalem“	12
Arabische Welt:	„Eine Million jüdische Opfer im Holocaust“	14
Betrachtung:	Israel und Ägypten	15

Impressum
Herausgeber
Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869, D-35528 Wetzlar
Telefon +49 (64 41) 91 51 51 | Telefax +49 (64 41) 91 51 57
www.israelnetz.com | info@israelnetz.com
Bankverbindung
Volksbank Mittelhessen eG Konto 40983201, BLZ 513 900 00
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Vorsitzende: Margarete Hühnerbein
Geschäftsführer: Christoph Irion
Büro Jerusalem: Johannes Gerloff
Büro Wetzlar: Dana Nowak (Redaktionsleitung), Moritz Breckner, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Egmond Prill, Sebastian Schramm, Martina Schubert, Swanhild Zacharias
Das Israelnetz Magazin erscheint als Beilage des Christlichen Medienmagazins pro.
Titelfoto: Miriam Alster, flash90

Titel

Von der Feuerstelle zum Gasherd

Anfang Mai sind in Jerusalem und Tel Aviv Tausende Äthiopier auf die Straßen gegangen, um gegen Rassismus zu demonstrieren. In Israel fühlen sie sich benachteiligt. Nach Angaben des Statistikbüros leben heute etwa 135.000 Juden äthiopischer Abstammung in Israel. Innerhalb weniger Jahre musste diese Gruppe, oft aus ländlichen Gegenden, einen riesigen Schritt in Richtung Moderne gehen. || mh

Die Gemeinschaft der äthiopischen Juden, die „Beta Israel“, versteht sich als Nachkommen des verlorenen Stammes Dan. Außerdem gibt es die „Falaschmura“. Diese Juden konvertierten aufgrund von Verfolgung und wirtschaftlicher Benachteiligung im 19. und 20. Jahrhundert von Beta Israel zum Christentum. 1950 verabschiedete die israelische Regierung ein Gesetz, das Juden ein Recht zur Rückkehr und auf ein Leben in Israel sowie die israelische Staatsbürgerschaft zusichert. Der damalige Oberrabbiner Ovadia Josef entschied 1973, dass dieses Gesetz auch für die äthiopischen Juden gelte. Infolge dieser Entscheidung kam es 1984 und 1991 zu großen Einwanderungswellen. Auch wenn die 7.500 Falaschmura, die im August 2014 nach Israel kamen, offiziell als die letzten in Äthiopien verbliebenen Juden gesehen werden – äthiopische Juden in Israel wissen: „Es gibt immer noch Juden, die auf eine Auswanderung nach Israel warten, doch die erfüllen nicht alle Kriterien des derzeitigen Einwanderungsgesetzes.“

Rassismus gehört zu unserem Leben

Wasihun Achenefer ist 1986 in Äthiopien geboren und als sechstes Kind einer elfköpfigen Familie im Jahr 2000 nach Israel eingewandert. Er erzählt: „Auslöser für die Demonstrationen war das Video einer Sicherheitskamera, das zeigt, wie Polizisten gegen einen israelischen Soldaten unserer Gemeinschaft gewalttätig vorgehen.“

Achenefer ist Israeli, spricht fast fehlerfrei Hebräisch, und doch fühlt er sich nicht richtig dazugehörig: „Diskriminierung und Rassismus gehören zu unserem Leben dazu. Wann immer ein Polizist auf jemanden unserer Gemeinschaft trifft, gibt es Zwischenfälle, und häufig sind die gewalttätig. Das wird dann in den Nachrichten gesendet, aber es ändert sich nichts an unserer Situation.“ An den Demos habe er teilgenommen, weil er glaubt, dass in der israelischen Gesellschaft „etwas falsch läuft“: „Die USA stellen viel Geld für die Integration der äthiopischen Gemeinschaft zur Verfügung, doch wir sehen nichts davon.“

Die Polizei sollte strikter gegen ihre eigenen Leute vorgehen, findet Achenefer: „Wenn ein Polizist sich etwas zuschulden kommen lässt, wird er verhört, und nach zwei Wochen wird der Fall zu den Akten gelegt. Wir leben in einer demokratischen Gesellschaft. Deshalb haben wir ein Recht darauf, zu wissen, warum der Fall nicht weiter untersucht wird.“

Rassismus gebe es nicht nur in Israel, sondern in der ganzen Welt, fährt Achenefer fort. „Doch das Problem ist, dass unsere Regierung nichts dagegen unternimmt.“ Der Polizist, der auf der Sicherheitskamera zu sehen war, wurde wenige Tage später fristlos entlassen. Trotzdem ist Achenefer resigniert: „Die Welt interessiert sich nicht für uns. Sie sind zu sehr damit beschäftigt, auf den angeblichen Konflikt der Juden und Palästinenser zu schauen.“ Er hat vor kurzem sein Jurastudium beendet und erzählt: „Am eigenen Körper habe ich keine Gewalt erlebt, aber ich bekomme ständig zu spüren, dass ich schwarz bin. Ich könnte viele Beispiele erzählen. Als ich in Tel Aviv studierte, lief ich einmal mit anderen Studenten aus der Uni. Zwei Polizisten gingen vorbei, alle Studenten gingen weiter, ich wurde als einziger angehalten: ‚Wo kommst du her? Was machst du? Wo ist dein Ausweis?‘“

Der junge Mann ist frustriert: „Ich bin nicht sehr optimistisch, dass es nach den Demonstrationen Veränderungen geben wird. Unsere Politiker schweigen zu diesem Problem. Es gibt eine große Ignoranz. In unserem Land ist es ganz normal,

„Es war Gottes Wille, dass wir nach Israel kommen sollten“, sagen die Frauen.



Foto: Israelnetz

dass Journalisten und Professoren von ‚Kuschim‘ sprechen, wenn sie Äthiopier meinen.“ Kuschim bedeutet in der hebräischen Sprache soviel wie „Neger“. „Vor drei Jahren hat es unter den Bewohnern in dem Jerusalemer Stadtteil Kirijat Menachem einen geheimen Vertrag der Stadtbewohner gegeben, dass sie fortan nicht mehr an Äthiopier vermieten.“

Diskriminierung zeige sich in vielen Bereichen, beklagt Achenefer: „Bei Blutspenden wird unser Blut nicht genommen, Kinder werden in äthiopische Schulen gesteckt, statt sie auf die normalen Schulen zu schicken. Es gibt niemanden in unserer Gemeinschaft, der noch nie angehalten wurde oder dem man nicht komisch begegnet ist. Rassismus liegt viel tiefer als offensichtliche Gewalt. Wie oft hat man mir schon gesagt: ‚Du bist wirklich Äthiopier? Aber du bist so gebildet!‘ Man traut uns einfach nichts zu. Anderen Gemeinschaften, wie den Russen, Persern oder Irakern begegnet man nicht auf diese Weise. Das liegt nur an unserer Hautfarbe, eine andere Erklärung habe ich nicht.“

In wenigen Wochen will Achenefer ein Rechtsanwaltsbüro in Jerusalem eröffnen. „Mein Partner ist Weißer, seine Großeltern stammen aus dem Irak. Doch der wird ganz normal behandelt.“

Als Reaktion auf die jüngsten Proteste berief die israelische Regierung einen Ausschuss ein, der sich mit den Belangen von Israelis mit äthiopischen Wurzeln beschäftigt. Bildung von Kindern und Jugendlichen soll dabei ein wichtiges Thema sein.

Die „Jewish Agency for Israel“ ist die offizielle Einwanderungsorganisation in Israel. Auch mit Unterstützung christlicher Organisationen betreibt sie im ganzen Land so genannte Integrationszentren, wo Neueinwanderer aus Äthiopien mit einjährigen Kursen für das Alltagsleben in Israel geschult werden. Das größte Zentrum liegt im Jerusalemer Vorort Mevasseret Zion. Etwa 1.200 Neueinwanderer leben in mehreren Häuserblöcken, mehr als die Hälfte von ihnen sind Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren.



Foto: Israelnetz

Geboren am 00.00.1956

Vor der Tür eines Hauses an der Straße sitzen einige Nachbarn versammelt. Einer von ihnen ist Avram. Weil er zwar das Jahr weiß, in dem er geboren wurde, nicht aber den Tag, steht in seinem Personalausweis unter dem Namen Abreham Wule Shita das Geburtsdatum 00.00.1956. Mit seiner Frau und zwei Kindern lebt er seit Anfang 2014 dort. Eine dritte Tochter ist verheiratet und bereits ausgezogen. In Äthiopien war Avram Bauer: „Es war schwer, das Land zu nutzen. Ich habe Getreide angebaut, vor allem für das Teff, das Getreide, aus dem man unser Grundnahrungsmittel Inshara herstellt. Wir hatten auch ein paar Ochsen, Schafe, Hühner. Es war eine schwere Arbeit, aber es reichte zum Leben.“ Heute habe er keine Arbeit. „Meine Tochter ist 22 Jahre und arbeitet in Jerusalem als Putzfrau. Unser Sohn ist 12 Jahre und geht noch zur Schule. Er hat sehr gut Hebräisch gelernt und ich hoffe, dass er einmal studieren kann.“

Avram erzählt weiter: „Weil wir Juden sind, wollten wir nach Israel kommen. Und weil ich hoffe, dass meine Kinder eine bessere Zukunft haben. Neun Jahre haben wir gewartet. Die Äthiopier, die schon in den 80er und 90er Jahren nach Israel zogen, hielten mit uns Kontakt und erzählten uns vom Leben hier. Als wir hier ankamen, mussten wir vieles neu lernen. Acht Monate haben wir einen Sprachkurs für Hebräisch gemacht, außerdem hatten wir Religionsunterricht. Wir gehören zu den Falaschura, in Äthiopien sind wir samstags in die Kirche gegangen. Vieles in der äthiopisch-christlichen Tradition ähnelt dem Judentum. Zum Beispiel haben wir den Schabbat gefeiert und auch manche Speisevorschriften sind gleich.“ Zur Synagoge gehe er in Israel nicht, aber die große Kippa auf seinem Kopf trage er jeden Tag.

Avrams Nachbarin Ester fällt ihm ins Wort: „Als wir nach Israel kamen, wussten wir nicht, wo wir hinkämen. Doch es war Gottes Wille, dass wir kommen. Wir erfüllten alle Kriterien, jüdisch zu sein, und jetzt sind wir hier.“ Die Frau ist hochschwanger: „Vieles ist schwer. Zum Beispiel würden wir gern umziehen und in einem richtigen Haus wohnen und nicht so beengt wie hier. Aber die Wohnungspreise sind so hoch, dass wir uns das nicht leisten können. Ich wollte nicht noch ein Kind bekommen, aber ich bin schwanger geworden, weil es unser sechstes Kind ist und man mit sechs Kindern einen wesentlich höheren Wohnungsbaukredit bekommt. Ich hoffe, dass wir dann bauen können, vielleicht an der Grenze zu Gaza, dort sind die Wohnungspreise nicht so hoch.“ Ester trägt eine Silbermünze um den Hals, auf der Mutter Theresa zu sehen ist. Diese Münze wurde im vorigen Jahrhundert als Währung in Äthiopien benutzt und gilt bis heute als sehr wertvoll.

Avram berichtet: „In Israel kochen wir unser Essen auf einem Gasherd. In Äthiopien haben wir vor unserer Tür über dem offenen Feuer gekocht. Die Äthiopier, die schon länger hier sind, halfen uns, hier klarzukommen. Sie erklärten uns, wie man hier lebt. Der Gasherd ist bequemer, aber wir müssen noch viel lernen. Es ist gut, dass unsere Kinder sich schon früh an das neue Leben gewöhnen können. Sie werden eine gute Bildung bekommen und dadurch gibt es weniger Vorurteile.“ Die Hoffnung, Rassismus zu überwinden, liegt also auf den künftigen Generationen. ||

Trotz aller Schwierigkeiten sind Avram und Ester froh, endlich in Israel zu leben.

Medien

Erfundene Verstimmung

Das Magazin „Der Spiegel“ hat Israel vorgeworfen, Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier Mitte Mai aus Verärgerung den Flug über das Land verboten zu haben. Die Redaktion des „Spiegel“ spricht offenbar aus Unkenntnis der örtlichen Begebenheiten von „schwierigem diplomatischen Gelände“, in das der Politiker geraten sei. || Ulrich W. Sahn

Diplomatie Unfreundlicher Akt

Außenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD) ist bei seiner jüngsten Nahostreise Mitte Mai in schwieriges diplomatisches Gelände geraten. Steinmeier wollte sich über die Situation der Flüchtlinge im Libanon und in Jordanien informieren. Das benachbarte Israel stand dabei nicht auf seinem Besuchsplan – zur Verärgerung Jerusalems. Israel verweigerte dem deutschen Außenminister den Überflug seines Hoheitsge-

biets, als er von Beirut aus weiterreisen wollte. Anstatt die 240 Kilometer von der libanesischen Hauptstadt nach Amman direkt anzufliegen, musste die Regierungsmaschine erst in den zypriotischen Luftraum einfliegen, um dann in einer Art U-Turn in Richtung der jordanischen Hauptstadt abzufliegen – insgesamt ein Umweg von rund 600 Kilometern. Das Auswärtige Amt ließ den unfreundlichen Akt auf sich beruhen. An diesem Wochenende ist Steinmeier in Israel zu Gast. red



Foto: Israelnetz, Ausschnitt Spiegel 23/2015

Der „Spiegel“ berichtete über eine diplomatische Krise, wo keine war.

Bundesaußenminister Steinmeier wollte bei einer Reise vom Libanon nach Jordanien Mitte Mai angeblich auf direktem Weg von Beirut über Israel nach Amman fliegen. „Da Israel bei seiner Nahost-Reise nicht auf seinem Besuchsplan stand, reagierte Jerusalem verärgert und zwang ihn zu einem Umweg“, heißt es im „Spiegel“. Und weiter: „Prompt verweigerte Israel dem deutschen Außenminister den Überflug seines Hoheitsgebiets, als er von Beirut aus weiterreisen wollte.“ Die Behauptung ist verwunderlich, da zu dem Zeitpunkt längst bekannt war, dass Steinmeier zwei Wochen später nach Israel kommen werde, um die Ehrendoktorwürde der Hebräischen Universität in Jerusalem entgegen zu nehmen. Der Umweg für die Regierungsmaschine sei 600 Kilometer weit gewesen. „Das Auswärtige Amt ließ den unfreundlichen Akt auf sich beruhen“, behauptet der „Spiegel“.

Es ist allgemein bekannt, dass Verkehrsflugzeuge in Luftkorridoren fliegen. Zwischen Israel und dem Libanon gibt es aufgrund des Kriegszustandes keinen solchen Korridor. Von Beirut nach Amman kann man über die syrische Hauptstadt Damaskus fliegen, was aber zur Zeit gefährlich ist. Ansonsten gibt es von Beirut aus nur die Möglichkeit, erst nach Zypern und von dort entweder über Ägypten oder auf direktem Weg, über Israel hinweg, nach Amman zu fliegen.

Kein „unerfreulicher Akt“

Ein hoher Beamter des israelischen Außenministeriums erklärte auf Anfrage, es habe „keinerlei Verärgerung“ gegeben. Er habe sich persönlich um die „rein technischen Angelegenheiten“ dieses Fluges gekümmert. Ein Blick auf die Landkarte zeige, dass das Flugzeug in jedem Fall nur die Route über Damaskus oder Zypern und dann über Israel oder Ägypten hätte benutzen können.

Ein Sprecher des Auswärtigen Amtes in Berlin teilte mit: „Israel hat dem Sonderflugzeug von Außenminister Steinmeier auf dem Weg von Beirut nach Amman den Überflug über den israelischen Luftraum nicht verweigert.“ Weiter wurde erklärt, dass Israel aus Sicherheitsgründen keine direkten Flugbewe-

gungen aus dem libanesischen in den israelischen Luftraum erlaubt. Deshalb hat es in diesem Zusammenhang keinen „unfreundlichen Akt“ Israels gegeben.

Die Tageszeitung „Jerusalem Post“ griff die Angelegenheit unter Bezugnahme auf „Israelnetz“ auf. Sie zitiert Vertreter der israelischen Botschaft und des Auswärtigen Amtes. Alle hatten vermeintliche Spannungen zwischen Jerusalem und Berlin dementiert. Die „Verärgerung“ und der „unfreundliche Akt“ waren in der Redaktion des „Spiegel“ frei erfunden worden.

Auch der „Spiegel“ hat in seiner Internet-Ausgabe eine Korrektur veröffentlicht und darin die verschiedenen Dementi genannt, ohne „Israelnetz“ als Quelle zu nennen. In seiner Korrektur erwähnt das Magazin „die Regierung in Tel Aviv“, was israelische Diplomaten als Affront empfinden, da der offizielle Regierungssitz Jerusalem ist. Zudem geht aus dem Artikel hervor, dass es nicht die Regierung war, sondern die „israelische Luftaufsicht“, die Steinmeier den verkürzten Flugweg verweigert habe.

Der „Spiegel“ behauptet nun, dass Steinmeier den Antrag gestellt habe, entlang der Küste vom Libanon nach Israel fliegen zu dürfen. Dort gibt es keine internationale Flugroute für Passagierflugzeuge. Es ist anzunehmen, dass sowohl die Flugsicherheit des Libanon als auch die Israelis den Antrag hätten genehmigen müssen. Laut „Spiegel“ verlangte die israelische Luftaufsicht eine Landung in Zypern, während die Reaktion der Libanesen nicht überliefert ist. Bei der internationalen Schifffahrt und bei Flugbewegungen ist es üblich, in einem neutralen Land einen Zwischenstopp einzulegen, um behaupten zu können, nicht aus einem Feindesland gekommen zu sein.

Dies dürfte auch Steinmeier bekannt sein. Denn unter ihm wurde mehrfach ein Gefangenenaustausch zwischen Israel und dem Libanon ausgehandelt. Die Gefangenen wurden nicht etwa direkt von Tel Aviv nach Beirut geflogen, sondern nach Deutschland gebracht, wo die offizielle Übergabe stattfand. Die libanesischen Gefangenen stiegen dort in ein anderes Flugzeug, um nach Beirut zurückzukehren. Diese Umwege von etwa 8.000 Kilometern können in älteren Ausgaben des „Spiegel“ nachgelesen werden, ohne dass sich die Zeitschrift über „Umwege“ beschwert hätte. ||



Foto: GPO, Avi Ohayon

Innenpolitik

Vom Triumph ins Schlamassel

Das letzte bisschen Zeitraum, das ihm per Gesetz zur Regierungsbildung zustand, hatte der designierte Premier ausgereizt, als am späten Abend des 14. Mai 2015 endlich zwanzig Minister vereidigt wurden. Mit Ach und Krach bestätigte die Knesset die 34. Regierung des Staates Israel. Dabei hatte Benjamin Netanjahu am 17. März doch einen überragenden Wahlsieg errungen. Über den Start der vierten Regierung Netanjahu ist nichts Positives zu hören, ein Ende des Dramas noch lange nicht in Sicht. || Johannes Gerloff

Den Kommentatoren des politischen Israels fehlen die Worte. Man fragt sich, wie Netanjahu in weniger als zwei Monaten „vom König zum Fußabtreter“ werden konnte. „Was ist mit seinen taktischen Fähigkeiten passiert?“ Als Wahlkämpfer hatte er die Wäh-

lerschaft herumreißen und seiner Likudpartei über Nacht 30 Sitze in der Knesset sichern können. 35 Tage später bekommt er kaum mehr eine mehrheitsfähige Regierung zusammen und kann seine eigenen Parteifreunde nicht mehr ausstehen – was auf Gegenseitigkeit beruht.

Die neue Regierung wird als „geköpftes Hähnchen“ bezeichnet, „dessen kopfloser Körper von Nachzuckungen geschüttelt“ und „durch Additionen, Divisionen, Dispute und Abgänge jedem satirischen Sketch alle Ehre machen würde“. Eine Zeitung beobachtet, dass innerhalb der Regierung einer den anderen bekämpft. Sie kommt zu dem Schluss: „Das ist kein Kabinett. Das ist eine Schießbude!“

In Netanjahus neuem Kabinett sitzt ein Wirtschaftsminister, der wegen Bestechung und Missbrauch von öffentlichen Mitteln eine Gefängnisstrafe verbüßt hat. Die Justizministerin will die Macht des Obersten Gerichts einschränken. Der Wohnungsbauminister konnte nicht Generalstabschef werden, weil er gegen das Baurecht verstoßen hatte. Die De-facto-

Außenministerin darf als orthodoxe Jüdin Männern keine Hand geben, was die Begegnung mit ausländischen Diplomaten interessant werden lässt.

Aber wie ist Netanjahu so schnell vom Triumph der Wahlnacht in eine Regierungsbildung geraten, die man nur als Schlamassel bezeichnen kann? Zuerst hat er innerhalb kürzester Zeit seine engsten Vertrauten samt und sonders vor den Kopf gestoßen. Loyalität wird von Benjamin Netanjahu bestraft. Davon können begabte Politiker ein Lied singen. „Wer seine engsten Freunde jahrelang demütigt und bevormundet“, erklärte Avigdor Lieberman nach seiner Flucht in die Opposition, „darf sich nicht wundern, wenn die ihm das zu gegebener Zeit zurückzahlen.“

Richtige Jobs für die falschen Leute

In einem fiktiven Gespräch zwischen Benjamin Netanjahu und seinem Sohn Jair lässt Uri Dromi, ehemaliger Chef des



Die 34. Regierung, wie sie am 14. März vorgestellt wurde.

Pressebüros der Regierung, den Regierungschef seine Methode der Ämtervergabe erklären: „Stell dir zuerst die Frage, welche Aufgabe am besten zu welcher Person passt. Dann lädst du diese Person ein, um ihr mitzuteilen, dass sie eine ganz andere Aufgabe bekommt, die in keiner Weise ihren Qualitäten entspricht.“ – „Ist das nicht verrückt“, wagt Jair einzuwenden, „damit garantierst du doch ihr Versagen!“ – „Das ist ja der Trick“, erklärt ihm sein Vater: „In kürzester Zeit werden all diese pompös daherkommenden Größenwahnsinnigen von der Presse zu Versagern erklärt, und ohne große Anstrengung stehe ich allein da und überrage sie alle.“

Ob die Analyse Dromis, der heute den „Jerusalem Press Club“ leitet, Motive und Gesinnung Netanjahus korrekt darstellt, sei dahingestellt. Jedenfalls trifft er, was sich viele im Volk fragen: Wie kommt es, dass Netanjahu so viele richtige Jobs an die falschen Leute vergeben hat?

Den Koalitionspartnern Netanjahus ist es gelungen, weit mehr vom Wahlsieger

Netanjahu zu bekommen, als sie selbst jemals erwartet hätten. Die Tageszeitung „Jerusalem Post“ bemerkt ironisch: „Die kleinen Koalitionspartner bekamen mehr Kabinettsposten, als sie Mitglieder im Parlament haben.“ Im Likud stellte sich den Parteifreunden im Laufe der Verhandlungen zunehmend die Frage: Was bleibt für uns? Letztendlich sind mehr als ein Drittel der aus 61 Knessetmitgliedern bestehenden Regierungskoalition als Minister oder stellvertretende Minister im Kabinett vertreten.

Die Regierung Israels ist neu. Die Herausforderungen aber, denen sie sich gegenüber sieht, sind altbekannt. Auf dem Hintergrund der Gewitterwolken des radikalen Islams, die sich rund um das Land seit Jahren zusammenbrauen, sind es vor allem soziale und wirtschaftliche Nöte, die Israels Bürger beschäftigen: angefangen von den Wohnungspreisen und Lebenshaltungskosten, über die Frage der Arbeitslosigkeit bis hin zur sozialen Absicherung. Die neue Knesset muss möglichst schnell einen Haushalt verabschieden. Vorwürfe des Rassismus, der Korruption und die organisierte Kriminalität beschäftigen die Menschen. Hinzu kommt die Notwendigkeit einer effektiven und klar definierten Asylpolitik. Immerhin ist Israel das einzige westliche Land mit einer Landbrücke zu Afrika und beherbergt bereits Zigtausende illegaler Migranten.

Klare Aussagen hat Netanjahu zu Jerusalem: Die Stadt „war immer und wird ausschließlich die Hauptstadt des jüdischen Volkes sein und bleiben“. Und zum Iran: Die Mullahkratie darf in Teheran niemals in den Besitz einer Atombombe kommen. Darüber ist man sich in Israel aber weitgehend einig, weshalb diese Fragen kaum diskutiert werden.

Als klare Botschaft der vierten Regierung Netanjahu darf auch gewertet werden, dass seine stellvertretende Außenministerin genau wie der für die Beziehungen zu den USA und den Palästinensern verantwortliche Silvan Schalom erklärte Gegner einer Zweistaatenlösung sind. Beide befürworten ausgesprochen den Ausbau von israelischen Siedlungen in Gebieten, die vor dem Sechstagekrieg von 1967 zu Jordanien gehörten.

Wirtschaftspolitik bleibt Geheimnis

„Was aber will Netanjahu für die israelische Wirtschaft?“, fragt Merav Arlosoroff in der Zeitung „Ha'aretz“, um

gleich selbst zu antworten: „Das ist ein Geheimnis!“ Tatsächlich weiß niemand, welche Strategie der Wirtschaftsexperte Netanjahu verfolgt. Niemand weiß, wie ultraorthodoxe und arabische Bevölkerungsteile des Landes in den Arbeitsmarkt integriert werden sollen. Anlass zur Sorge bereitet Arlosoroff die Feststellung, dass Israel für Investoren zu den bürokratischsten und am wenigsten effizienten Ländern der Welt gehört. Sie bemängelt den ineffektiven öffentlichen Dienst, archaische Arbeitsverhältnisse und fehlende Lösungsansätze gegen das Monopol der Elektrizitätsgesellschaft oder für die Erschließung des Erdgases im Mittelmeer.

Die vierte Regierung Netanjahu muss ihre Sprachlosigkeit nicht nur gegenüber dem eigenen Volk überwinden, sondern auch der Weltöffentlichkeit erklären, was Sache ist. Dan Meridor, Ex-Minister und Weggefährte Netanjahus im Likud, mahnt: „Es ist nicht hauptsächlich unser Fehler, dass mit den Palästinensern bislang keine Übereinkunft zustande gekommen ist. Aber es ist unser Versagen, wenn die Welt denkt, dass Israels Politik dafür verantwortlich ist.“

Unterschiedliche Beobachter sehen eine große Diskrepanz zwischen der Sichtweise, mit der Netanjahu im Ausland wahrgenommen wird, und der Perspektive Israels. Das Ausland sieht ihn weit kompromissloser und politisch weiter rechts stehend als seine israelischen Mitbürger.

Tatsache ist, dass Netanjahu mehr Fläche des biblisch verheißenen Israels an Nichtjuden abgegeben hat als jeder andere Regierungschef. Keiner hat den Siedlungsbau in den besetzten Gebieten so gedrosselt wie er – während unter allen anderen der Siedlungsbau blühte. Kaum ein führender israelischer Politiker hat so viele palästinensische Terroristen freigelassen und keiner ist der internationalen Gemeinschaft und ihren Vorstellungen von einer Zweistaatenlösung in Verleugnung eigener Positionierung so weit entgegen gekommen wie Benjamin Netanjahu. Aus israelischer Sicht fragt man sich, wie man einem solchen Regierungschef überhaupt noch Glauben schenken kann. Gil Hofman, politischer Kommentator der „Jerusalem Post“, mag Recht haben, wenn er spekuliert, dass es Netanjahu viel leichter gefallen wäre, eine stabile Regierung zu bilden, wenn die Israelis der ausländischen Presse und ihrer Darstellung Netanjahus als „Hardliner“ und „Falken“ mehr Glauben schenken. ||



Gesellschaft

Von Wein und Demut

Was bedeutet es, Jude zu sein? Etwa 40 Jahre alt war Jechiel Jaschfe, als er sich diese Frage stellte. Bei einem Besuch in seiner Winzerei erzählt der heute 70-Jährige davon, wie die Suche nach einer Antwort sein Leben verändert hat. Neben besonderem Wein gibt es auch eine Lehrstunde in Sachen Torah und Kabbalah. || Dana Nowak

Enge Treppen führen von einer Straßenebene zur nächsten. Wir irren durch schmale Gassen, vorbei an alten Steinhäusern mit blau gestrichenen Mauern und Türen, Kunstgalerien und Käsereien. Safed, das Städtchen in den Bergen Obergaliläas, ist Juden heilig. Es gilt als Zentrum der Kabbalah, der mystischen Lehre des Judentums. In den vergangenen zweitausend Jahren lebten und wirkten hier zahlreiche jüdische Lehrer.

Es ist ein grauer, nebliger Tag. Die Aussicht auf den See Genezareth bleibt unserer kleinen Gruppe von Deutschen verwehrt. Nur wenige Menschen sind unterwegs, die meisten Geschäfte geschlossen. Es sind Pessachferien. Auf die Frage nach der „Jaschfe Winzerei“ schütteln Passanten nur bedauernd den Kopf. Schließlich hilft ein Telefonanruf, und der Besitzer lotst uns zu seinem Anwesen. Dort angekommen müssen wir schmunzeln. Mindestens einmal sind wir bereits an diesem Haus vorbeigekommen. Erst jetzt fällt uns der Schriftzug „Jaschfe“ am dunkelblau gestrichenen Metallgartentor auf.

Ein älteres Ehepaar nimmt uns freundlich in Empfang. Lea Jaschfe trägt ein langes Kleid, ein Tuch bedeckt ihr Haar. Ihr Mann Jechiel hat einen langen Bart, auf dem grauen Haar sitzt eine weiße Kippa. Unter seinem weißen Hemd ragen die traditionellen Schaufäden der orthodoxen Juden hervor. Wer eine große Winzerei mit modernen Maschinen und technischen Raffinessen erwartet hat, wird enttäuscht. Nichts in dem 150 Jahre alten Haus deutet darauf hin, dass hier Wein produziert wird. Aber schon der Spruch, mit dem Jechiel für seinen Wein im Internet wirbt, lässt vermuten, dass es sich um eine eher ungewöhnliche Winzerei handelt: „Gestampft mit den Füßen, den Rest gibt der Himmel.“ Für Jaschfe hat Wein eine ganz besondere Bedeutung. Er ist überzeugt: „Bei der Weinherstellung lässt sich herausfinden, ob man ein guter Jude ist oder nicht.“

Die Frage, was es überhaupt bedeutet, Jude zu sein, hat Jechiel der hebräischen Bibel nähergebracht. „Ich wurde nicht als religiöser Typ geboren, bin ohne die Torah aufgewachsen. Mensch zu sein ist leicht. Man isst, trinkt, freut sich. Wenn einer keine Verbindung zu Gott hat, ist das für ihn in Ordnung. Aber was bedeutet es, Jude zu sein? Für jemanden, der im Holocaust war, ist das keine Frage. Aber ich war weit weg davon. Ich habe in vielen Kriegen gegen die Araber gekämpft und gewonnen. Für mich war es leicht, einfach Israeli zu sein, aber Jude?“

„Der Holocaust beweist Gottes Existenz“

Das Studium der Torah brachte den heute 70-Jährigen zu der Erkenntnis: „Richtig Jude sein zu wollen, ist echte Arbeit, weil ein Jude die Existenz Gottes in dieser Welt repräsentiert.“ Einen Beweis für das Dasein Gottes findet Jechiel auch im dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte: Der Scho'ah. „Der Holocaust ist der Beweis dafür, dass es Gott gibt – das genaue Gegenteil von dem, was viele Menschen denken.“ Jechiel und seine Familie selbst waren nicht vom Holocaust betroffen. Ihre Wurzeln liegen in der Ukraine. Leas Eltern lebten hingegen in Deutschland. Ihnen gelang rechtzeitig die Flucht ins damalige Mandatsgebiet Palästina. Mit Freude zeigt uns Lea einen Sederteller, auf dem traditionelle Speisen während des jüdischen Pessachfestes serviert werden. Er gehört zu den wenigen Habseligkeiten, die ihre Eltern aus Köln mitnehmen konnten.

Jechiels Anmerkung über Gottes Dasein im Holocaust steht noch im Raum. Er erklärt sie uns anhand des Pessachfestes. Während dieser Zeit dürfen Juden nichts Gesäuertes, „Chametz“, essen oder im Haus haben. Traditionell werden Matzen gegessen – ungesäuerte, Knäckebrot-ähnliche Backwaren. „Chametz steht für Sünde“, erklärt Jechiel. „Wir alle haben Chametz in uns und müssen es nicht nur aus unserem Haus entfernen, sondern auch aus unserer Seele.“ Er ergänzt: „Die Matzen sind ganz flach. Sie bedeuten: ‚Ich bin nichts‘. Das gesäuerte Brot dagegen ist groß. Es steht für Sünde, Stolz, Arroganz, die Vorstellung ‚ich bin der Größte‘.“ Er macht eine Pause und fährt dann nachdenklich fort: „Aber wer bist du tatsächlich, wenn du vor Gott stehst? Ein großes Nichts! Die Matze bedeutet also, dir deiner Arroganz bewusst zu werden. Indem du das tust, entfernst du das Chametz in dir.“

„Gott ist allmächtig. Er ist der König der Könige! Niemand kann etwas gegen ihn unternehmen. Auch nicht die Deutschen. Sie konnten den Holocaust nur verüben, weil Gott das zugelassen hat“, meint Jechiel. Das jüdische Volk muss sich seiner Ansicht nach der Frage stellen, warum Gott diese Bestrafung zugelassen habe. Worauf er gleich selbst antwortet: „Weil wir zu stolz waren. Weil wir zu sehr geglaubt haben, dass wir jemand sind – anstatt demütig zu sein. Indem wir uns von allem Stolz lösen, kann Gott mit uns sein. Nur so werden wir ihn repräsentieren, denn er ist derjenige, der alles tut. Wenn wir aber hochmütig meinen, wir Juden und unser Staat Israel sind etwas, wir haben eine starke Armee, dann werden viele Probleme kommen. Die ganzen Spannungen in der Welt gibt es nur, weil wir Juden uns nicht richtig verhalten. Wir müssen dafür beten, dass unser arrogantes Denken verändert wird. Wenn nicht“, er nickt nachdenklich und erklärt dann mehrdeutig: „Jeder, der die Torah genauer kennt, weiß, dass ein großer Krieg kommen wird ...“

„Wenn du schlechten Wein suchst, musst du nach Israel gehen!“

Im Alter von 40 Jahren war Jechiel als Luftfahrtingenieur im Ausland, in Frankreich, tätig. „Ein Franzose putzt sich die Zähne mit Wein. Und ich war ein richtiger Franzose. Ich habe viel Wein und Bier getrunken.“ Nach seiner Rückkehr nach Israel stellte er fest: „Der Wein in Israel ist richtig schlecht. Nicht schlecht, sondern sehr schlecht! Wenn du schlechten Wein suchst, musst du nach Israel gehen.“ Deshalb hörte Jechiel auf, Wein zu trinken. Die koscheren Weine in seinem Land waren ihm zu süß oder zu sauer. Aber er wollte den Schabbat halten und brauchte Wein, um den Segen darüber zu sprechen. „Wir haben damals den Rabbi um Erlaubnis gefragt, ob wir diesen Essig zum Segen benutzen können und er hat es genehmigt. Es war zwar schlechter Wein, aber es war immer noch Wein“, erinnert sich Jechiel.

In den vergangenen drei Jahrzehnten hat in Israel eine Revolution der Weinproduktion stattgefunden. Das Land hat sich einen Namen gemacht und israelische Weine wurden international ausgezeichnet. Jechiel Jaschfe ist Teil dieser Entwicklung.

Der Besuch bei einem Freund führte dazu, dass der Luftwafeningenieur unter die Winzer ging. Sein Freund servierte koscheren Wein, der Jechiel schmeckte. Doch diesen edlen Tropfen gab es nicht zu kaufen. „Er hat ihn selbst hergestellt und mir erklärt, wie es funktioniert“, erzählt Jechiel. „Du musst Trauben stampfen, den Saft in einen Tonkrug geben, 40 Tage warten, und dann hast du Wein.“ Bei dieser simplen Herstellungsmethode kommen keine technischen Raffinessen zum Einsatz. Dem Wein werden weder Hefe noch Sulfite zugefügt. Die Produktion erfolgt auf ganz natürliche Weise – so wie bei Noah, der in der Bibel als erster Winzer gilt.

Durch das Studium der Torah und der Kabbalah kam Jechiel zu dem Ergebnis, dass nur ein guter Jude guten Wein herstellen kann. „Ich habe in der Bibel gelesen, dass Gott die Arbeit eines Mannes prüft. Er prüft, ob er es ernst meint.“ Er ist überzeugt: Wenn sein Freund guten Wein herstellen kann, muss er ein guter Jude sein. „Beides gehört zusammen.“

1998 begann Jechiel schließlich, es selbst mit der Weinherstellung zu versuchen. „Und es hat funktioniert. Der Wein war gut. Ich habe das getan, um mich zu prüfen und um guten Wein zum Trinken zu bekommen. Wenn ich also kein guter Jude gewesen wäre, hätte ich Essig produziert.“

Einen eigenen Weinberg besitzt Jaschfe nicht. Er kauft die Trauben von einem befreundeten Winzer. Damit die natürlichen Hefen an den Oberflächen nicht zerstört werden, dürfen die Früchte nicht gewaschen werden. Noch einmal macht Jechiel einen Ausflug in die Kabbalah: Der Hefe schreibt er besondere Fähigkeiten zu. Sie sei wie ein Lebewesen und könne die Seele desjenigen fühlen, der den Wein herstellt oder trinkt. „Trinkt ein Jude, der sich rechtschaffen verhält, von dem Wein, wird der Wein ein guter bleiben. Wenn aber ein nichtreligiöser oder arroganter Jude, ein Angeber, davon trinkt, wird der Wein zu Essig. Wenn aber dieser Wein wieder zu einem guten Juden kommt, dann wird er sich wieder verändern – von Essig in einen guten Wein. Ich habe das selbst viele Male erlebt, hier in diesem Haus und in anderen. Das ist die Wahrheit!“

„Le Chaim“ – „auf das Leben“: Jechiel Jaschfe erhebt ein Glas Chardonnay aus seiner Produktion.



Demütig wie ein Tongefäß

Bei der Weinherstellung erhält Jechiel Hilfe von seinen beiden Söhnen und einigen religiösen Juden, die bei ihm etwas über die Torah und Kabbalah lernen. „Wir stampfen acht Stunden lang, singen dabei und blasen das Schofar-Horn. Du musst sehr tief in dich gehen und fröhlich sein.“ Den ersten eigenen Wein haben die Männer in Jechiels Haus hergestellt. „Wir haben 800 Tonnen Trauben gestampft, von acht Uhr abends bis acht Uhr morgens. Das war für meine Frau nicht leicht – sie musste ja hinterher alles sauber machen.“ Mittlerweile stampfen sie die Trauben in einem anderen Gebäude. Nach dem Stampfen lagert der Most 40 Tage in Tongefäßen oder Eichenfässern. Dann wird der Wein in Flaschen oder in Krüge aus Ton gefüllt. „Der Wein im Tonkrug hält viel länger als in einer Glasflasche. Ich kann das Gefäß immer wieder öffnen und Wein ausschenken, er hält bis zu einem Jahr und wird nicht sauer. Wenn man ihn in einer Glasflasche aufbewahrt und immer wieder öffnet, hält mein Wein etwa zwei bis drei Wochen. Mancher Wein hält so nur zwei, drei Tage.“



Foto: Martin Nowak

„Nicht anfassen“, ermahnt uns Jechiel, während er mehrere Weinflaschen auf den Tisch stellt. „Wenn Nichtjuden diese Glasflaschen berühren, wird der Wein darin sauer.“ Zu den Flaschen stellt er einen Tonkrug. „Den dürft ihr berühren, in einem Tongefäß ist der Wein geschützt und kann durch die Berührung nicht unrein werden.“ Jechiel erklärt: „Dieser Wein ist in seiner Herstellung ganz natürlich. Er wurde von religiösen Juden produziert, ihm wurde nichts hinzugefügt. Wenn er in ein Tongefäß gefüllt wird, kann er so im Tempel verwendet werden. Wenn wir den Tempel wieder aufbauen, könnten wir ihn benutzen.“ Wir probieren einen Chardonnay, einen Merlot und einen Cabernet Sauvignon. „Le Chaim, le chaim, le chaim“, ruft Jechiel jedes Mal fröhlich, „auf das Leben“. Der Chardonnay ist uns zu sauer – möglicherweise hat ein Nichtjude die Flasche berührt. Aber Merlot und Cabernet Sauvignon sind außergewöhnlich gut. Samtig weich duften die Weine ausschließlich nach Trauben. Die im Tongefäß gereiften Weine schmecken uns noch besser als die Tropfen aus dem Eichenfass. Keine anderen Aromen mischen sich mit denen der Früchte. Die Erklärung dafür leitet Jechiel aus der Bibel und der Kabbalah ab: „Wein selbst ist sehr arrogant. Er wird besser, wenn er in ein einfaches Gefäß gegeben wird. So wird verhindert, dass er stolz wird.“ Womit Jechiel wieder auf die Antwort auf seine ursprüngliche Frage zurückkommt: „Jude zu sein bedeutet, ein Tongefäß zu sein. Demütig!“

Aktuell produziert die „Jaschfe Winzerei“ 5.000 Flaschen Wein pro Jahr. Der Verkauf erfolgt über persönliche Kontakte. Die Kunden kommen hauptsächlich aus Israel, aber auch aus den USA, den Niederlanden und Deutschland. ||

Anzeigen



aki
arbeitskreis israel

Herzliche
Einladung nach

Israel

Vergangenheit trifft Zukunft

8-tägige
Reise ins
innovativste
Land der
Welt



22. bis 29.
Okt. 2015

Wussten Sie
schon, dass...



Hightech trifft Bibel

Schwerpunkthemen unseres Programms
Landwirtschaft in Israel: Bahnbrechend in Knowhow und Technologie
Meerentsalzungsanlage: Israel ist weltweit Spitze bei der Entsalzung von Meerwasser
Solartechnik: Neue und innovative Wege
Bibl. Stätten: Jerusalem (Gethsemane - Ölberg - Via Dolorosa - Klagemauer ...) See Genezareth (Berg der Seligpreisungen - Kapernaum ...), Totes Meer u. a.
Infos: KH Geppert, Tel. 06201-24020, aki@lgv.org
Anmeldung: Kreativ Reisen GmbH, Helmut Jarsetz Tel. 09832-7089724, info@kreativreisen-gmbh.de

... Israel bei den **Pro-Kopf-Patenten** weltweit auf Platz 3 liegt?
 ... Israel **mehr Unternehmen an der NASDAQ** notiert hat als Deutschland, Frankreich, China, Indien und Japan zusammen?
 ... in Israel die **neuesten Prozessoren von Intel** ebenso wie der **USB-Stick** und der beliebte **Soda-Stream-Wassersprudler** entwickelt wurden?


Israelreise.de - einfach anders

Jugendreise- Ü 18 - in den Semesterferien
 vom 12.-20. Sept. 2015 mit Pfarrer Johannes Möller
 und Vikar Joachim Fleischer

Erlebnis- und Begegnungsreise des CVJM Gärtringen
 mit Dieter und Rose Schäfer vom 4. - 16.10. 2015

Reise - zum ersten Mal nach Israel!
 vom 21. - 28. Oktober 2015

Botschafter-Seminar
Deutschland an der Seite Israels, vom 6.-13.12. 2015
 mit Michael Schneider und Moshe Gabay (Jerusalem)

Informationsreise für Gruppenplaner
 vom 24. - 31. Januar 2016 mit Werner Hartstock

Wandern auf den Spuren Jesu und der Väter
 vom 24.1. - 4.2.16 mit Pf. Johannes Möller

ISRAEL immer ein Genuss - vom 11. - 21. Februar 2016
 mit Wilfried Gotter (ERF, Sächsische Israelfreunde)

Frühlingsreise vom Norden bis zum sonnigen Süden
 vom 10. - 20.3.16 mit Gemeinschaftspastor Matthias Nönnig

Bildungs- und Begegnungsreise
mit dem Geistlichen Rüstzentrum Krelingen
 vom 6. - 17. April 2016

Israelreise für Kenner und Erstreisende vom 10. - 20.4.16
 mit Michael Schneider, Jerusalem
 und Hans Jürgen Kitzinger, Nürnberg

Die Israelreisebörse - Werner Hartstock
Tel. 03765-71 98 51 - Fax 30 900 27

e-mail: info@israelreise.de - www.israelreise.de

10

Israelnetz Magazin 3 | 2015

Außenpolitik

„Ein Wunder“

1965 - 2015

50 שנה
ליחסים הדיפלומטיים
ישראל-גרמניה

50 Jahre
Diplomatische Beziehungen
Israel-Deutschland



Am 12. Mai 1965 nahmen Deutschland und Israel ihre diplomatischen Beziehungen auf. Mit politischen Debatten, einem Jugendaustausch sowie kultureller und wissenschaftlicher Zusammenarbeit feiern die Länder dieses 50-jährige Jubiläum. Das Zustandekommen der deutsch-israelischen Beziehungen empfinden viele deutsche Politiker, darunter Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier, als „ein Wunder“. Der israelische Staatspräsident Reuven Rivlin kam Mitte Mai zu einem dreitägigen Besuch nach Deutschland und traf sich mit Bundeskanzlerin Angela Merkel, seinem deutschen Amtskollegen Joachim Gauck und Steinmeier. Gemeinsam riefen die Politiker zum Kampf gegen Antisemitismus auf, benannten politische Differenzen und betonten ihre Freundschaft.

Um die 50-Jahres-Feier herum trafen sich rund 300 deutsche und israelische Jugendliche zu einem Jugendkongress in Berlin. Im November folgt die Fortsetzung in Israel. Einblicke darüber sowie über das gemeinsame Leben der beiden Länder und ihrer Völker in den Bereichen Kultur, Politik und Wirtschaft für das laufende Jahr bringt die Internetseite www.de5oil.org: Auf der Online-Plattform „Tacheles“ etwa diskutieren Menschen aus Deutschland, Israel und dem Nahen Osten. Deutsche und israelische Forscher arbeiten gemeinsam daran, Wetterphänomene bis zu einem Jahr im Voraus zu prognostizieren. Und eine junge Israelin schafft mit ihrer Hebräischen Bibliothek einen neuen Treffpunkt für Israelis in Berlin. || **Martina Schubert**



Merkel und Rivlin diskutierten im Kanzleramt mit Teilnehmern des Deutsch-Israelischen Jugendkongresses über die bilateralen Beziehungen ihrer Länder.



Fotos: Martina Schubert, Israelnetz

„Ich bin Simon aus Jerusalem“

Vor 100 Jahren begann der Völkermord an den Armeniern durch die Türken. Viele entflohen dem Grauen, das Volk zerstreute sich in alle Welt. In der Jerusalemer Altstadt lebt heute die größte armenische Gemeinde außerhalb Armeniens. Dort wächst eine junge Generation heran, die ihr Erbe schätzt. || mh

Am Vorabend des 24. April 2015 läutet in der Jakobuskathedrale im armenischen Viertel der Altstadt Jerusalems 100 Mal die Glocke im Gedenken an den Völkermord, der an diesem Tag vor 100 Jahren begann. Das Läuten erinnert auch daran, dass viele Völker dieses Unrecht leugnen. Neben zahlreichen Armeniern sind auch Israelis gekommen; zwei Knessetabgeordnete sind dabei und einzelne Touristen.

Der Erzbischof der Armenischen Kirche in Israel, Aris Shirvanian, sagt in der anschließenden Gedenkstunde unter anderem: „Wir erwarten vom Deutschen Bundestag, dass er heute endlich den armenischen Völkermord anerkennt. Das erste Jahrhundert haben wir an das Unrecht erinnert, das zweite Jahrhundert wollen wir beginnen, indem wir Unrecht anerkennen, beim Namen nennen und dadurch verhindern, dass so etwas jemals wieder vorkommt.“

Ori Orhof, Israeli und Hobbyfotograf aus Modi'in, ist bewegt: „Die Armenier sind unserem Herzen ganz nah. Das, was sie durchgemacht haben, verstehen wir sehr gut. Es ist eine Schande, dass unsere Regierung das nicht anerkennt, nur weil wir Angst vor den Türken haben.“

Israels Haltung zum Völkermord

Der israelische Staatspräsident Reuven Rivlin weiß um die Bedeutung der Anerkennung für die Armenier: „Als das armenische Volk 1915 massakriert wurde, sah die Bevölkerung Jerusalems, meine Eltern und andere Familienmitglieder, die armenischen Flüchtlinge zu Tausenden hierher strömen.“ Doch würde Israel den Genozid offiziell anerkennen, stünde das ohnehin schlechte Verhältnis zur Türkei auf dem Spiel.

Zur Gedenkveranstaltung ist auch Simon Chatchadurian gekommen. Der 18-jährige Armenier aus Jerusalem ist verärgert: „Noch immer wird der Völkermord nicht von allen Ländern anerkannt. Ich hoffe sehr, dass Deutschland den Genozid bald wirklich anerkennt. Und auch Israel. Bis heute passieren Völkermorde auf der ganzen Welt und solange der armenische Völkermord nicht anerkannt wird, wird es weiter Genozide geben. Ich wünsche mir, dass in deutschen Schulen über den Völkermord aufgeklärt wird. Sie sollen wissen, warum es in der ganzen Welt Armenier gibt.“

Die Geschichte der Familie Chatchadurian

Die armenische Gemeinde in Jerusalem ist die älteste außerhalb Armeniens. Bereits 1909, sechs Jahre vor der offiziellen



Foto: Israelnetz

Auch junge Armenier wie Simon Chatchadurian tragen die Geschichte des armenischen Volkes tief in sich.

Datierung des Beginns des Völkermordes an den Armeniern im Osmanischen Reich, „gab es unter den Türken Gefahr“, erzählt Simon. „Armenier wurden verfolgt. Mein Urgroßvater Aram Chatchadurian hatte die Gelegenheit, hier in Jerusalem in der Altstadt im griechischen Patriarchat als Maler angestellt zu werden. Er war ein bekannter Maler und hatte an der Kunstakademie in Istanbul studiert. Bilder von ihm sind im armenischen und im griechischen Patriarchat ausgestellt.“

Simon lächelt stolz. „Chatchadurian bedeutet ‚Kreuzverleiher.‘“ Während Simon erzählt, läutet im Hintergrund die Glocke der armenischen Patriarchalkathedrale. Vögel fliegen zwitschernd in den Altstadtmauern umher.

In Israel leben nach Angaben des Armenischen Patriarchats zwischen 3.000 und 10.000 Armenier. Genaue Zahlen kennt auch Simon nicht: „In der Altstadt von Jerusalem gibt es vielleicht 90 armenische Familien, in Israel sind es weniger als 3.000 Armenier.“ Der junge Mann mit der blassen Haut, den dunklen Haaren und der schwarzen Hornbrille sitzt auf Mauerresten im Armenischen Viertel und erzählt: „Viele sind aufgrund der politischen Lage ausgewandert. Sie wohnen jetzt in

den USA, wo es eine große armenische Gemeinde gibt, in Australien, Kanada oder Europa. Das ist besser für sie.“

Simon, Armenier aus der Altstadt

Simon ist im armenischen Viertel der Jerusalemer Altstadt aufgewachsen. Vor einem Jahr hat er sein Abitur an der armenischen Schule abgelegt. Dort hat er auch Hebräisch und Arabisch gelernt. „Zu Hause sprechen wir Armenisch, manchmal auch etwas Bulgarisch, zum Beispiel mit meiner Tante. Sie und meine Mutter stammen aus Bulgarien.“

Der junge Mann spricht fließend Deutsch und wählt seine Worte behutsam: „Mein Bruder Harut spricht viel Hebräisch, er arbeitet in einem hebräischen Umfeld. Als Kinder haben wir viel deutsches Fernsehen geschaut und wenn wir nicht wollten, dass unsere Eltern oder unsere kleine Schwester uns verstehen, haben wir uns auf Deutsch verständigt. Das war unsere Geheimsprache. Ich spreche Deutsch, seit ich vier bin.“ Simon erzählt: „Mein Vater hat sieben Jahre in Armenien Geschichte und Archäologie studiert. Dort hat er auch Russisch gelernt, weil Armenien damals zur Sowjetunion gehörte.“ Heute ist Aram Chatchadurian Touristenführer, außerdem lehrt er die Studenten des armenisch-theologischen Seminars.

„Meiner Schule bin ich sehr dankbar, dass sie uns beigebracht haben, was es bedeutet, Armenier zu sein. Wir haben über unsere Geschichte, Kunst und Kultur gelernt. Und über alles, was zu uns gehört.“

Das armenische Erbe bedeutet Simon viel: „Früher bin ich mehrmals wöchentlich in den Gottesdienst gegangen, heute meistens nur noch einmal. Die Mehrheit der Gottesdienstbesucher sind ältere Menschen. Ich wünsche mir sehr, dass auch die jüngere Generation öfter in den Gottesdienst kommt. Wir haben eine so schöne armenische Liturgie. Sie ist sehr alt und wird so verwendet wie früher in Europa das Latein.“

Die Liebe zu seiner Kultur ist dem Armenier abzuspüren: „Wir jungen Armenier treffen uns in der Schule, im Kloster und bei den Pfadfindern. Ich war auch etwa zehn Jahre Teil der Pfadfinder, aber heute mache ich bei den Trommelumzügen nicht mehr mit.“ Simon zeigt auf seine Ohren und lächelt dann: „Doch vor zwei Jahren war ich mit den Pfadfindern für zwei Wochen in Armenien. Dort haben wir alle sehenswerten Orte besucht, unter anderem das Genozid-Museum, dieses komische Gebäude.“ Er macht eine umständliche Handbewegung, um die Form des Museums anzuzeigen.

„Durch den Genozid gibt es Armenier in der ganzen Welt. Auch wenn wir teilweise unterschiedliche Wörter benutzen, können wir uns gut mit Armeniern aus Armenien verständigen. In unserer Sprache gibt es viele türkische Wörter, weil wir aus Westarmenien stammen, aber die armenischen Staatsbürger benutzen russische Wörter.“

Simon erklärt: „Armenier in der Diaspora haben sich eine neue Heimat aufgebaut, und auch wenn sie sich als Armenier definieren – solange sie nicht in Gefahr sind, gibt es keinen Grund für sie, nach Armenien zurückzukehren.“

Der junge Mann mit den ernsten Gesichtszügen erzählt weiter: „Als Armenier in Israel fühle ich mich schon anders, als wenn ich in meinem eigenen Land leben würde. Juden sind diskriminierend. Oft gucken sie einen an und fragen: ‚Was ist Armeni?‘ Sie wissen nicht, wer ich bin und zeigen mir dann: ‚Du bist keiner von uns.‘ Doch es gibt auch gute, weltoffene Juden. Die denken anders. Palästinenser sind sehr freundlich und willkommen heißend. Israelis dagegen sind“, er sucht nach einem Wort und benutzt dann das hebräische „chutzpanim“. Das deutsche Wort Chutzpe kommt daher und bezeichnet eine freche Unbekümmertheit, die Israelis nachgesagt wird. Simon fasst zusammen: „Insgesamt können wir in Israel aber gut leben und man passt sich an.“ Sich anzupassen haben Armenier im vergangenen Jahrhundert schmerzhaft lernen müssen. Sie wollten nicht auffallen, und auch wenn sie unter sich bleiben wollen, sprechen viele von ihnen mehrere Sprachen fließend.

Deutsch ist meine Herzenssprache

Wenn Deutsche nach Jerusalem kommen, sollten sie sich auf jeden Fall die Jakobskathedrale, die Hauptkirche des Patriarchats, anschauen, meint Simon. „Wir haben leider im Kloster keine offiziellen Öffnungszeiten, doch in Begleitung eines Armeniers können sich Besucher die schöne Kirche anschauen, und so nutze ich jede Gelegenheit, deutschen Freunden das armenische Kloster zu zeigen. Dort gibt es viele schöne Dinge, und es wäre schade, wenn sie nach Deutschland zurückkehren würden, ohne das gesehen zu haben.“

Zur Zeit studiert Simon an der „Open University of Israel“ Mathematik, Geschichte und Physik. Er hat die deutsche Fachhochschulreife und würde gern den zweiten Abschluss in Deutschland machen. Wie er sich dort den Leuten vorstellen würde? „Ich bin Simon aus Jerusalem. Ich bin Armenier und gehöre zur armenisch-apostolischen Kirche.“ ||

Anzeige

GRZ KRELINGEN
Mensch sein – Gott begegnen

**Eingefropft in den Ölbaum
Israel und wir Christen**

ISRAEL-KONGRESS
19.-22.11.2015 im GRZ Krellingen

Aus dem Programm:

- Was verbindet Juden und Christen?
- Gottes Heilsplan mit Israel
- Die hebräische Gedankenwelt und das NT
- Das heutige Israel in den Augen Jesu

Mitwirkende:

- Daniel Yahav, Tiberias
- Christa Behr, Jerusalem
- Mirjam Holmer, Jerusalem
- Horst Krüger, Celle
- Ensemble Chalil

BITTE SONDERPROSPEKT ANFORDERN!
Krellinger Freizeit- u. Tagungszentrum | Krellingen 37 | 29664 Walsrode
Tel. 05167-970-145 | Fax 05167-970-200
rezeption@grz-krellingen.de | www.grz-krellingen.de/freizeiten

„Eine Million jüdische Opfer im Holocaust“

Wenn Juden des Holocaust gedenken, schauen viele Araber verständnislos zu. Mitschuldig daran sind arabische Medien, die ihre eigene Geschichtsdeutung verbreiten. || mh



Foto: Israelnetz

„Flieg‘, Palästina“: Viele Araber sehen in Israel ein Hindernis ihrer Freiheit.

Jedes Jahr erinnert Israel an die sechs Millionen Juden, die im Holocaust umgekommen sind. Traditionell wird der „Tag zum Gedenken an Scho‘ah und Heldentum“ am 14. Nisan begangen, in diesem Jahr war das der 16. April. Am Vorabend des Gedenktages werden sechs Fackeln angezündet. Am Morgen ertönt eine Sirene im ganzen Land. Zwei Minuten steht das öffentliche Leben still, es gibt Gedenkveranstaltungen, die Fahnen wehen auf Halbmast.

Für den Grund dieses Gedenkens haben Araber häufig kein Verständnis; während sie ihre jüdischen Mitbürger stehen und schweigen sehen, gehen sie häufig sitzend ihrer Tätigkeit nach. Unterstützt wird dieses Verhalten durch arabische Medien.

Ein Beispiel dafür ist ein Zeitungsartikel des Journalisten Umar Hilmi al-Ghul. Er erschien einen Tag nach dem Holocaust-Gedenktag auf der in Ramallah betriebenen Nachrichtenseite „Amad“ mit der Überschrift „Deren Katastrophe und unsere Katastrophe“. Mehrere große Tageszeitungen und Onlineauftritte nahmen ihn auf.

Der mehrfache Buchautor beginnt mit der Feststellung, dass auch 70 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg die Opferstatistiken nicht einheitlich seien: „Einige sprechen von 50 Millionen Opfern, andere sagen, dass es etwa 70 Millionen Menschen waren, von denen der Großteil aus der Sowjetunion gewesen sei.“

Der Autor gesteht zu, dass die Juden im Zweiten Weltkrieg gelitten hätten: „Obwohl die Juden kein Volk, sondern verschiedene europäische Staatsbürger waren, zahlten sie einen hohen Preis im Zweiten Weltkrieg, als die deutschen Nationalsozia-

listen den Holocaust im polnischen Krakau und anderen europäischen Städten begingen. Die Schätzungen zur Zahl der Opfer unterscheiden sich. So beziffert die zionistische Bewegung die Opfer mit sechs Millionen. Doch andere, objektive Betrachter beziffern die Opfer auf ein bis anderthalb Millionen.“

Während der Autor das Ereignis des Holocaust anerkennt, beschuldigt er die Juden: „Unabhängig von der tatsächlichen Opferzahl – die Katastrophe, die die Juden in Europa befahl, erfolgte wegen der Beziehung zwischen den europäischen Ländern und den in ihnen lebenden Juden.“

Er erklärt die Gründe: „Außerdem verschworen sich die Führer der nationalsozialistischen und faschistischen Staaten, eine Abschiebung der Juden nach Israel zu unterstützen, das von mehr als einem europäischen Führer und Staat gegründet wurde, um seine kolonialistischen Ziele in der arabischen Welt zu verwirklichen. Ebenso hatte die zionistische Bewegung mehrere Ziele: Erstens die finanzielle und politische Erpressung der europäischen Staaten, zweitens das Drängen der Juden zur Auswanderung in den ethnisch gesäuberten israelischen Staat sowie drittens das Leiden der Juden zu erhöhen, um aus dem entstehenden Mitleid der Weltvölker Vorteile zu erzielen.“

Die „Katastrophe“ der Palästinenser

Der Autor stellt weiter fest: „Zweifelsohne traf der Holocaust und die Katastrophe die Juden und raffte eine Million Menschen hinweg. Das ist ein Verbrechen nach politischen, juristischen und moralischen Maßstäben. Doch die jüdische Katastrophe war Teil des Weltkrieges, welcher die Menschheit mit zig Millionen Toten traf. Dieser Holocaust war nicht auf die Juden begrenzt, sondern betraf auch sowohl Anhänger der anderen monotheistischen Religionen, wie Christen und Muslime, als auch Sikhs, Buddhisten und andere, ebenso Kommunisten und Linke im Allgemeinen.“

Nach der „Katastrophe der Juden“ führt Al-Ghul ohne Umschweife „die Katastrophe der Palästinenser“ an: „Dagegen steht die palästinensische Katastrophe, die von den zionistischen Terror-Organisationen und ihren Verbündeten unter den westlichen Kolonialstaaten 1948 ausgeübt wurde. Diese beschränkt sich auf die Palästinenser und umfasst ihre Tötung und Vertreibung, sowie die Deportation aus ihren Häusern und ihrem Land in die Ungewissheit. Auch dieses Ereignis jährt sich bald zum 70. Mal.“ Die Leugnung des Holocaust – oder dessen Ausmaßes – ist Thema in diversen palästinensischen Schulbüchern sowie auch in der Doktorarbeit des Präsidenten der Palästinensischen Autonomiebehörde Mahmud Abbas. ||

Betrachtung Israel und Ägypten



Mit keinem anderen Land ist Israel stärker verknüpft als mit Ägypten. Bis zur Stunde gibt es politische, religiöse und heilsgeschichtliche Verknüpfungen. Die Bibel verheißt eine gemeinsamen Zukunft. || Egmond Prill

Das Reich der Pharaonen, das vor mehr als 5.000 Jahren ins Licht der Geschichte trat, wurde gewissermaßen zur Geburtsstätte Israels. Es waren semitische Sippen, die auf der Flucht vor dem Hunger in Kanaan ins Land am Nil kamen. Es war das Volk der Hebräer, das Jahrhunderte später ins Land am Jordan zurückkehrte. Dort wurde es endgültig zu „Israel“. Die Befreiung aus Ägypten und das Werden in der Wüste stehen wie keine anderen Geschehnisse in der Geschichte Israels. Im Vorspruch zu den „Zehn Geboten“ heißt es: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus der Knechtschaft.“

Ägypten als Kriegsgegner

Für den modernen Staat Israel war Ägypten von Anfang an der stärkste militärische Gegner. Im Krieg 1948 kamen ägyptische Truppen bis vor die Tore von Jerusalem. Noch heute sind im Kibbutz Ramat Rahel die Schützengräben der jüdischen Verteidiger zu sehen. Nach der Revolution unter Gamal Abdel Nasser verstaatlichte die neue Regierung den Suezkanal, was Großbritannien, Frankreich und Israel auf den Plan rief und 1956 zum Krieg führte. Israelische Truppen kämpften sich durch die Wüste bis zum Kanal, um nach dem Waffenstillstand von dort wieder abzuziehen. Israel konnte nicht zuletzt nach Stationierung von UN-Truppen den Schiffsverkehr durch den Golf von Eilat wieder aufnehmen – bis zum Frühjahr 1967. Da setzte Nasser den Abzug der UN-Truppen durch, sperrte erneut die Wasserstraße und schuf wieder einen „Casus Belli“, einen der Kriegsgründe für Israel. Am 5. Juni 1967 griff Israel mit einem mächtigen Luftschlag Ägypten an und zwang Nasser nach drei Tagen in die Knie. Wieder rückte Israel bis zum Suezkanal vor. Die besetzte Sinai-Wüste wurde zu einem großen Puffer, der sich im nächsten Nahostkrieg als Vorteil erwies. Am 6. Oktober

1973, am Tag „Jom Kippur“, dem großen Versöhnungstag der Juden, stürmten zeitgleich in den Mittagstunden Ägypter die Bar-Lev-Linie am Kanal und Syrer die Golan-Linie im Norden. Es war der Schock schlechthin. Erst nach Tagen waren die Fronten stabilisiert, begannen Gegenangriffe. Ein Bravourstück gelang schließlich auf dem Sinai. Unter Führung von Ariel Scharon rollten israelische Truppen vorbei an ägyptischen Verbänden, überwand den Suezkanal und schlossen eine ägyptische Armee am Westufer ein. Als die Israelis nahezu unbehelligt Richtung Kairo rollten, wurde der Waffenstillstand vermittelt. In der Folge dieses Krieges begann ein neues Kapitel im Nahen Osten. Ausgerechnet der ägyptische Präsident Anwar as-Sadat verließ die Reihe der arabischen Israelfeinde und bot Frieden an. Man schrieb das Jahr 1977. Überraschend für die ganze Welt reiste Sadat nach Jerusalem und sprach vom Frieden. Im ersten Friedensvertrag zwischen einem arabischen Land und Israel verpflichtete sich Ägypten zur Waffenruhe. Israel zog sich bis 1982 in Etappen komplett aus der Sinai-Halbinsel zurück.

Ägypten als Friedenspartner

Dieser Frieden hält bis heute. Er überdauerte die jüngsten Umbrüche in Ägypten, die 2011 mit dem Sturz Hosni Mubaraks begannen. Die Massenproteste in Kairo führten im Zuge der so genannten „Arabellion“ zum Machtwechsel und spülten die Muslimbrüder an die Regierung. Der gewählte Präsident Mohammed Mursi wurde bald darauf vom Militär des Amtes enthoben und inhaftiert. Israel war klug beraten, zu keinem dieser Umbrüche offiziell Stellung zu beziehen. Sicher ist die derzeitige Militärherrschaft dem Westen und Israel willkommen als die Macht der Muslimbrüder, deren verlängerter Arm als „Hamas“ den Gazastreifen beherrscht. Sorge bereitet die unsichere Lage im Si-

nai. Menschenhandel, Waffenschmuggel und Drogentransport werden von mörderischem Terror begleitet. Beduinen im Verbund mit Milizen und Banden machen die Sinai-Wüste zu einem der nicht nur klimatisch heißesten Gebiete im Orient.



Ägyptens Sadat (l.) und Israels Begin schlossen 1979 den Friedensvertrag.

„Gesegnet bist du, Ägypten“

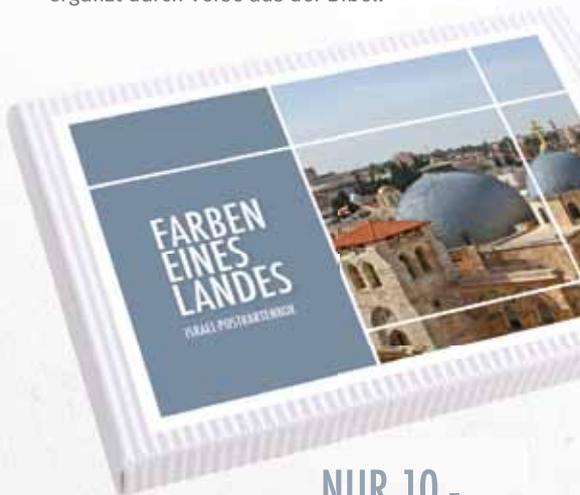
Die Bibel sieht in die Zukunft: „Und der HERR wird die Ägypter schlagen und heilen; und sie werden sich bekehren zum HERRN, und er wird sich erbitten lassen und sie heilen. Zu der Zeit wird eine Straße sein von Ägypten nach Assyrien, dass die Assyrer nach Ägypten und die Ägypter nach Assyrien kommen und die Ägypter samt den Assyrern Gott dienen. Zu der Zeit wird Israel der dritte sein mit den Ägyptern und Assyrern, ein Segen mitten auf Erden; denn der HERR Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe!“ (Jesaja 19,22-25).

Zu jener Zeit wird aus dem Pulverfass Nahost eine Region des Friedens werden. Von Ägypten bis Assur, im Norden des heutigen Irak, wird eine Straße Völker und Staaten im Frieden verbinden. ||



Berichte und Hintergründe aus Israel und dem Nahen Osten

„FARBEN EINES LANDES“ ist eine Kollektion von Faltkarten mit eindrucksvollen farbintensiven Motiven aus Israel, ergänzt durch Verse aus der Bibel.



NUR 10,-

FARBEN EINES LANDES

ISRAEL-POSTKARTENBOX

Die Postkartenbox „FARBEN EINES LANDES“ enthält 10 hochwertige Faltkarten im Format 12 x 17 cm mit weißen Umschlägen, verpackt in einer stabilen Box. Das Set ist exklusiv bei Israelnetz für 10,-€ zzgl. Versandkosten erhältlich.

BESTELLEN SIE JETZT!

per Telefon (06441) 915 151
online auf israelnetz.com

Israelnetz | Postfach 1869 | 35528 Wetzlar | info@israelnetz.com

SCHECHINGER Tours

Mit Schechinger-Tours nach Israel

Israel-Erlebnisreise „Wüste, Meer und mehr“

Mit Hanna und Arno Backhaus (Calden),
Markus Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 02.08.2015 – 13.08.2015

Israel-Erlebnisreise

Mit Pastor Dr. Christoph Schrodt (FeG Böblingen)
und Markus Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 28.08.2015 – 08.09.2015

Israel-Jubiläumsreise

Mit Georg Turner (Bad Liebenzell),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 31.08.2015 – 11.09.2015

Israelreise zum Laubhüttenfest

Mit Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 25.09.2015 – 04.10.2015 bzw. 07.10.2015

Israel-Reise

Mit Lutz Scheufler (Waldenburg),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 23.10.2015 – 01.11.2015

Israel-Reise

Mit Martin Buchsteiner (Direktor vom
Tauernhof in Schladming/Österreich) und
Jens Schechinger (Neubulach)
vom 30.10.2015 – 08.11.2015

Israel-Reise

Mit Doron Schneider (Ma'ale Adumim/Israel)
und Michael Schneider (Jerusalem/Israel),
sowie Schechinger-Tours-Team
vom 01.11.2015 – 09.11.2015

Israel-Reise

Mit Ernst und Erika Mayer (Oy-Mittelberg)
vom 02.11.2015 – 13.11.2015

Israelreise über den Jahreswechsel

Mit Wolfgang und Sieglinde Wangler
(Pfalzgrafenweiler),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 27.12.2015 – 06.01.2016

Israel-Inforeise

Für Pfarrer, Gruppenplaner und
Verantwortliche. Zur Planung einer
eigenen Gruppenreise nach Israel.
vom 25.01.2016 – 01.02.2016

Bitte fordern Sie unsere Reiseprospekte kostenlos an!

SCHECHINGER Tours Walter Schechinger

Im Kloster 33 • D - 72218 Wildberg-Sulz am Eck
Tel. 07054-5287 • Fax 07054-7804
e-mail: info@schechingertours.de • www.schechinger-tours.de